

HERDER-KORRESPONDENZ

Siebtes Heft — 20. Jahrgang — Juli 1966

Alle subtile Theologie, alles Dogma, alles Kirchenrecht, alle Anpassung und alles Nein der Kirche... haben nur das einzige Ziel: Glaube, Hoffnung und Liebe zu Gott und den Menschen. Alle anderen Pläne und Taten der Kirche aber würden absurd und pervers, wollten sie sich dieser Aufgabe entziehen und allein sich selbst suchen.

Karl Rahner

Die deutschen Katholiken nach dem Konzil

Fragte man den vielberufenen Durchschnittskatholiken in Deutschland, was ihm das Konzil bedeute, wie er sich sein Ergebnis vorstelle, was er sich von der Durchführung der vom Konzil beschlossenen Reform erwarte, ob er es als einen entscheidenden Einschnitt ins kirchliche Leben, wie er es sieht und mitvollzieht, empfinde und in welcher Weise sein persönliches Glaubensleben davon berührt werde, würde man vermutlich keine sehr eindeutigen Antworten erhalten. Nicht als ob ihm das Konzil fremd sein könnte. Er hat seine Vorbereitung sporadisch, seinen Ablauf wenigstens von fern miterlebt, er hat durch eine gut informierende Presse von den täglichen Debatten in der Aula von St. Peter erfahren. Durch sie wurde er unterrichtet von den Spannungen zwischen Konzilsmehrheit und Minderheit, von den Spannungen zwischen den sog. Konservativen und den sog. Progressiven. Die größeren Feiern des Konzils, die Öffentlichen Sitzungen mit dem etwas umständlichen liturgischen Zeremoniell wurden ihm per Bildschirm gewissermaßen frei Haus geliefert. Je nach persönlicher Kenntnis, je nach religiösem und theologischem Interesse, konnte er sich ein Bild von den Geschehnissen machen. Das Konzil kam ins Gespräch über den engeren Kreis von Theologen und Kirchenmännern hinaus, stieß auf Sympathien und weckte Interesse. Diese Sympathien und dieses Interesse dauern nach Konzilsende an.

Wie tief reicht das Interesse?

Wenn sich trotzdem der Rhythmus der Nachfrage etwas verlangsamt, so ist daran kaum etwas Besonderes, bedenkt man, wie schnell und unauffällig beim gegenwärtigen Tempo und auf Grund eines Vielerleis an Information selbst die bedeutsamsten Ereignisse im Weltgeschehen in den Hintergrund treten. Aber man wird weiter fragen müssen, wie tief dieses Interesse geht, ob es sich mehr um ein Interesse auf Distanz handelt, oder ob sich die deutschen Katholiken, soweit sie ihre Kirchlichkeit bewußt leben, durch die konziliaren Anstöße aufgerüttelt fühlen, ob sie es als ihre eigene Sache ansehen.

Ein Kriterium dafür liefert vielleicht die Reaktion auf die ersten Reformen, die Wachheit und Bereitschaft zu ihrer Durchführung. Diese Reformen, sofern von solchen im

gegenwärtigen Augenblick überhaupt die Rede sein kann, sind bei uns im Gegensatz zu manchen europäischen Nachbarländern gemächlich angelaufen. Man machte es bedachtsam, zeigte, von kleinen Gruppen abgesehen, Geduld und Stetigkeit. Man akzeptierte die zugelassenen oder dekretierten Reformen.

Aber man gewann bisher auch nicht den Eindruck, als setze man in der Kirche Deutschlands zu einer konziliaren Gewissenserforschung an. Man hatte es auch nicht schwer. Man konnte auf die „Rückständigkeit“ der Kirche in den südlichen romanischen Ländern verweisen, auf die Widerstände der Kurie und auf die „unausrottbare“ Neigung der Römer, eindeutige Weisungen des Konzils in zweideutige Richtlinien kurialer Behörden zu verwandeln. Hat man aber begriffen, daß das „aggiornamento“ die ganze Kirche treffen sollte und jede nationale oder regionale Ausprägung des Katholizismus (nicht nur der Hierarchie oder der Klerikerkirche) in je spezifischer Weise? Ist der deutsche Katholik, ist die katholische Kirche in Deutschland für die Umsetzung und Weiterführung des Geistes und der Dekrete des Konzils, für ihre „Eindeutigung“, wie sie Prälat Hansler im Blick auf den bevorstehenden Katholikentag gefordert hat, disponiert? Sind zwischen Spitze und Basis, zwischen Hierarchie und Laienschaft, zwischen den kirchlichen Verbänden und den „Kirchgängern“ unter den Katholiken, zwischen der Geistlichkeit und den Gemeinden die notwendigen Prozesse eingeleitet, um eine solche Umsetzung sinnvoll beginnen zu können?

Zögernde Aneignung

Versuchen wir zunächst darauf eine Antwort. Niemand wird sagen wollen, es sei alles geschehen, um die Gläubigen auf die Verwirklichung konziliarer Reformen vorzubereiten. Die tägliche Information über das Konzilsgeschehen war, auch sofern sie ankam, keine solche Vorbereitung. Man informierte nicht oder konnte nicht genügend über die innerkirchlichen Kanäle informieren. Das Konzil fand Aufmerksamkeit bei den Mitteln der indirekten sozialen Kommunikation, die bestehenden diözesanen und pfarrlichen Strukturen waren in diesen Informationsprozeß nicht oder wenig eingeschaltet.

Es bleibt also die Frage offen, inwieweit die Kirche als Ganze und in ihren regionalen Ausformungen vor allem an der Basis der Gemeinden den Anschluß an das Ereignis und nicht nur an die schriftlich fixierten Weisungen gefunden hat. Davon hängt aber sehr viel für die Verwirklichung der Reformen ab. Die Dekrete mußten ja notwendig allgemein und abstrakt gehalten werden, sollten sie für die ganze Kirche anwendbar bleiben. Sie oder wenigstens manche von ihnen treffen nicht unbedingt den Kern des Problems, auf den es gerade in einem bestimmten Bereich oder in einem bestimmten Lande, in unserem Falle in Deutschland, ankommt. Es muß also Spielraum für adaptierte Anwendung bleiben. Dabei kann es sich nicht um eine einfache Anwendung von Paragraphen handeln. Es bedarf der eigenständigen Umsetzung auf die je konkrete Situation. Dieser Umsetzungsprozeß muß aber an die ursprüngliche Dynamik des Ereignisses selbst anschließen, will er das Ganze einer kirchlichen Gemeinschaft beleben und durchformen. Hier haben wir es nicht nur mit dem leicht erklärbaren Phänomen zu tun, daß etwa die deutschen Bischöfe, wie viele Journalisten gesagt haben, in Fulda anders sprechen als in Rom. Das gilt nicht nur für den deutschen Episkopat. Man hatte aber zum Konzilsende ein richtungweisendes Wort der Bischöfe erwartet, das den Ruf des Konzils zum „aggiornamento“ aufnehmen und in einigen für Deutschland entscheidenden programmatischen Punkten zusammenfassen würde, gewissermaßen als Startschuß für die Umsetzungsarbeit in den Verbänden, Diözesen und Gemeinden, an der Spitze und an der Basis. Wenn ein solches Wort ausgeblieben ist, so lagen die Gründe dafür wohl nicht allein beim Episkopat. War dieses Ausbleiben nicht Zeichen einer allgemeinen Unsicherheit angesichts des Werkes des Konzils? Diese mochte damit erklärt werden, daß die Folgen „eines halben Jahrtausends des Ausnahmezustandes“ nicht in einem Augenblick zu beheben waren (A. Mirgeler, Was heißt „aggiornamento“ wirklich? in: „Wort und Wahrheit“, Januar 1966, S. 57), die Erneuerung der Kirche in sich selbst und in ihrem Verhältnis zur Welt sich als viel problematischer erwies, als der ursprüngliche Konzilsenthusiasmus es wahrhaben wollte.

Gefälle zwischen Theorie und Praxis

Es gibt aber zu Klärung der deutschen Situation näherliegende Gründe. Die deutschen Katholiken schienen für das Konzil gut gerüstet. Die liturgische Bewegung, die ökumenische Bewegung, die Bibelbewegung hatten hier ihre Wurzeln oder hatten hier zum mindesten ihren ersten Aufschwung erfahren. Die Kirche in Deutschland war auf das Konzil theologisch gut vorbereitet. Die deutsche Theologie war zwar nicht, wie es ihrem Rang entsprach, auf dem Konzil vertreten, sie ist aber in der theoretischen Lehrentwicklung dem allgemeinen Niveau der Konzilsverhandlungen um einiges voraus. Das gilt nicht nur für die Dogmatik, es gilt noch mehr für die Exegese. Es gilt sogar für die Moraltheologie, auch wenn ihre aufgeschlossensten Vertreter auf dem Zweiten Vatikanum noch nicht zu Wort kamen. Es gilt vielleicht bereits weniger für die Pastoraltheologie als Ganze, wenn auch um so mehr für einzelne ihrer Fächer. Der deutsche Episkopat gehörte mit seinen theologischen Beratern zur Spitze der erneuernden Gruppe. Auch was während und nach dem Konzil an Literatur zu einzelnen Fragen der Kirchenreform, etwa zur Weiterentwicklung der ökumenischen Theologie, über

die theologische Stellung des Laien in der Kirche oder etwa über die Reform des theologischen Lehrbetriebes und der Priesterausbildung geschrieben wurde, kann sich sehr wohl sehen lassen.

Die etwas selbstgerechte Äußerung, die man von Theologen hören kann, das Konzil habe theologisch wenig zu bedeuten, in Wirklichkeit sei man bereits viel weiter, mag also ihre Berechtigung haben. Sie wird freilich ungerecht, wenn sie verallgemeinert und auf die kirchliche Situation als solche übertragen wird. Denn zwischen theologischer Reflexion und dem Willen und der Fähigkeit zur praktischen Erneuerung besteht ein beinahe unauflösbares Gefälle. So kommt es, daß man von Ausländern zwar die deutsche exegetische Forschung loben, aber zugleich bedauern hört, daß es der Kirche in Deutschland noch weniger als anderswo gelinge, theologische Erkenntnisse in konkrete Reformen umzusetzen. Man bewundert deutsche Reformpläne für theologisches Studium oder Seminarerziehung, beklagt aber zugleich den „autoritären“ Geist, der gerade in deutschen Seminarien noch herrsche.

Man klagt über die geringe Lebendigkeit des deutschen Katholizismus und verweist zum Vergleich auf den nordamerikanischen Katholizismus, der vor dem Konzil als einer der traditionsgebundensten, autoritätshörigsten und unreflektiertesten galt, der aber plötzlich zu einer Dynamik und zu einer Vorurteilslosigkeit der Diskussion erwacht ist und nun Kräfte entfaltet, die früher kaum jemand in ihm zu entdecken schien. Fortschrittlich in der Theorie, konservativ in der Praxis, so lautete in nuce das Urteil einer Gruppe in Deutschland studierender amerikanischer Geistlicher. Damit ist ein Dilemma der Kirche in Deutschland anvisiert. Dieses Dilemma zwischen theologischer Progression und Beharrung in der Praxis verschärft sich angesichts der nachkonziliaren Reform durch den Umstand, daß die Schwerpunkte, das Neue an diesem Konzil gar nicht im Theologischen, sondern in einem Reformaufbruch lag, der bereits im Ansatz auf die Praxis zielte.

Zuviel und zugleich zuwenig angepaßt

Dieses Problem mag zu Lasten der Theologie gehen. Aber es gibt noch andere Hemmnisse und Bremsblöcke der nachkonziliaren Reform, die verhindern, daß sich die Dynamik des Konzils zur Basis hin fortsetzt und im ganzen Leib der Kirche ausbreitet. Die Kirche führt in Deutschland in vieler Hinsicht ein gesichertes Dasein. Daran ist nichts Ungewöhnliches, aber niemand wird leugnen, daß dadurch der Wille zu Reformen, vor allem zu praktischen und ins konkrete Gefüge der Kirche eingreifenden, nicht gefördert wird.

Die Kirche in Deutschland ist in der Öffentlichkeit keinen großen Anfechtungen ausgesetzt trotz mancher antikirchlicher Hetze in Presseorganen und der steigenden Aktivität etwa der Humanistischen Union. Das Partnerschaftsverhältnis zum Staat, wie es im Grundgesetz festgelegt und in der Bundesrepublik entwickelt wurde, gewährt der Kirche finanzielle Sicherheit und nimmt ihr die Sorge um die wirtschaftliche Existenz. Der Öffentlichkeitsanspruch der Kirche wird respektiert, die Parteien werben unter der gegenwärtigen politischen Konjunktur um ihre Gunst. Wenn auch zutrifft, daß zwischen der Entwicklung der Profangesellschaft und der Kirche als Institution ein „disfunktionales Verhältnis“ besteht, ein Gefälle, das von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich vergrößert zu haben scheint, so ist damit nur

der eine, sicher fundamentale Aspekt des Verhältnisses von Kirche und Gesellschaft speziell in Deutschland gesehen. Die Kirche nimmt Teil am Sicherheitsbedürfnis einer materiell gesättigten Gesellschaft. Sie eignet sich ihre säkularisierten Formen an, partizipiert an ihren gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten. „Sie gerät in Gefahr, sich so gut in der Gesellschaft einzurichten, daß ihr Zeichencharakter für eine transzendente Wirklichkeit in mancher Hinsicht unterzugehen droht“ (N. Greinacher, Die Katholiken in der Bundesrepublik, in: „Wort und Wahrheit“, Oktober 1965, S. 599).

Nicht zu übersehen ist ein weiteres Phänomen. Die deutschen Katholiken sind sich als gesellschaftliche Gruppe ihrer Bedeutung in der deutschen Gesellschaft innegeworden. Man ist bestrebt, was man an politischer Präsenz bereits erreicht hat, im kulturellen und gesellschaftlichen Bereich nachzuholen. Die Diskussion um den Bildungsnotstand der Katholiken hat ein breites Echo gefunden. Man diskutiert die mangelnde Präsenz in den höheren Führungsschichten. Man verfolgt damit ein legitimes, und sofern man das Mißverhältnis an den Wurzeln zu korrigieren bereit ist, ein notwendiges und für das Allgemeinwohl entscheidendes Anliegen.

Man könnte aber auch fragen, ob eine solche Konzentration auf die verschiedenen kulturellen und gesellschaftlichen Defizite der Katholiken, bedenkt man die konkrete Situation des Glaubens und der Kirche, nicht eher Peripheres katholischer Reform in Angriff nimmt, auch wenn dieses Periphere, kulturpolitisch gesehen, von größter Wichtigkeit ist. Schließlich verrät solches Argumentieren mit Zahlen, sobald man über den notwendigen soziologischen Befund hinaus sie in die Auseinandersetzung um die geistige Erneuerung des Katholizismus einbringt, ein nur schlecht unterdrücktes Proporzdenken, so sehr solches Denken auch in Abrede gestellt wird. Auf jeden Fall ist die Kirche kein Institut für Kulturförderung ihrer Glieder. Sehr belangreich aber bleibt, ob der deutsche Katholizismus (hier sind die Bischöfe und Kleriker und nicht nur „die Weltdienst leistenden Laien“ eingeschlossen) jene schöpferischen Kräfte in sich zu entwickeln vermag, die Kräfte des Glaubens sind und zugleich in der Lage sind, das Weltverhältnis des Katholiken von gewissen geschichtlichen und ideologischen Überlagerungen zu befreien und die irdischen Bereiche aus seinem Glauben heraus freizusetzen. Hier liegen die Aufgaben der nachkonziliaren Erneuerung.

Realisierung des Glaubens

Es wäre eine unverzeihliche Einseitigkeit und Veräußerlichung, würde man die ganze Kraft der Reform nur auf institutionelle Veränderungen konzentrieren. Denn, was heute am meisten gefährdet ist, ist auch in Deutschland der Glaube selbst. Nicht durch den äußeren Gegner, aber durch die wachsende Gleichgültigkeit, über die auch der Kirche öffentlich gezollte Respekt nicht hinwegtäuschen kann. Die erste Frage, mit der sich die deutschen Katholiken zu Beginn der nachkonziliaren Reformen auseinanderzusetzen haben werden, ist keine andere als die Frage nach der Realisierung des Glaubens in der säkularisierten Welt.

Es gilt, jene pastorale Sprache zu finden, die das Konzil erst gesucht hat, in der sich die Fundamente des Glaubens, der Offenbarungsinhalt, der letzte Bezug zum Absoluten für den in seinem Glauben gefährdeten Menschen der Gegenwart vollziehen lassen. Es geht um die Erneuerung

des kirchlichen Stils, des Sprechens und Verkündens, konkret um die Erneuerung von Predigt und Katechese, von Gottesdienst und Seelsorge, um die Entwicklung neuer Formen kirchlichen Zusammenlebens, die den in der Einsamkeit seiner Existenz Glaubenden zu stützen vermögen. Es geht hier nicht um dieses oder jenes Problem, sondern es geht zunächst darum, dem Christen von heute über die Vielzahl kirchlicher Lebensformen, Vorschriften und Gebote und selbst über die Vielzahl der Dogmen wieder zum einfachen und schlichten Glauben zurückzuführen. Denn der Mensch von heute denkt, wie es K. Rahner auf der Pastoraltheologischen Priesterkonferenz beim Katholikentag in Hannover formuliert hat, „einen zu transzendentalen, zu absoluten, zu unbegreiflichen Gott, als daß es ihm einginge, daß dieser Gott gewissermaßen eine willkürliche Menge einzelner Sätze aus dem unübersehbaren Schatz seiner Kenntnisse bloß lehrhaft mitgeteilt habe“ (vgl. Herder-Korrespondenz 17. Jhg., S. 25).

Die wirklichen Probleme

Der heutige Mensch, der nicht mehr wie sein magisch und sakral fühlender Vorfahre die Anwesenheit Gottes überall zu erfahren glaubt, weil er in einer selbstgemachten Welt sekundärer Systeme lebt, ist — und etwa nicht nur der Intellektuelle, der es dem Prediger schwermachen will, sondern auch der vielberufene „einfache“ Gläubige — einigermaßen ratlos angesichts der Vielzahl von Glaubenssätzen und Moralvorschriften, die ihm katechismusförmig dargeboten werden und dessen inneren Zusammenhang er nicht durchschaut. „Eine solche formal-abstrakte, extrinseizistische Auffassung der Offenbarung und ein solcher dogmatischer Positivismus in der Sache des Glaubens werden heute der Gefährdung des Glaubens faktisch nicht siegreich begegnen können“ (K. Rahner, a. a. O., S. 25). Die Dogmatische Konstitution über die Offenbarung führte hier einen Schritt weiter, wenn sie die Offenbarung bzw. die geoffenbarten Wahrheiten nicht mehr als ein System von Gesetzen und Geboten, sondern als personale Selbstmitteilung Gottes in der Geschichte beschreibt (Abschnitt 2 bis 6).

Aber hier ist erst ein Anfang gesetzt. Es gilt, den ganzen Verkündigungsstil zu überdenken und auch theologisch umzuformen und der „radikalen Einfachheit“ des Glaubens in Gottesdienst, Verkündigung und Lebensvollzug der Kirche zum Durchbruch zu verhelfen. Es wäre nicht nur überheblich, sondern ginge an der Wirklichkeit unserer Glaubenssituation vorbei, würde man auf die erneuernden „Leistungen“ der Kirche in Deutschland seit dem Aufbruch der Bibel- und der liturgischen Bewegung verweisen, die fortgeschrittene deutsche Theologie ins Feld führen und darauf deuten, „wie weit man bei uns bereits ist“.

Die wirklichen Probleme liegen noch ungelöst vor uns: wie wir dem stillen Glaubensabfall, der sich innerhalb der Kirche und in den Gläubigen selbst vollzieht, Einhalt gebieten, wie wir der inneren Emigration wehren oder sie uns wenigstens einmal voll zu Bewußtsein bringen können; was in Moral und Pastoral an geschichtlicher Patina abzustreifen ist, damit die verkündete Wahrheit in sich überzeugend wirke; wie unser Gottesdienst zu gestalten ist, damit er den Ansprüchen der Liturgiekonstitution „einfach und durchsichtig“ für den Mitvollziehenden zu sein, erfülle; wie wir die Seelsorgsstruktur der Kirche erneuern, daß sie zwar ihre autoritären und paternalistischen Züge, die noch aus einer agrarisch-vortechnischen

Gesellschaft übernommen und von der Kirche bis in die dritte industrielle Revolution weitertradiert wurden, verlieren, gleichzeitig aber jene gemeinschaftsförmigen Strukturen in der Kirche geschaffen werden, die den Christen seine oft selbstgewählte Isolierung überwinden helfen können; wie wir Katholiken gemäß der Erklärung über die Religionsfreiheit und der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute dazu beitragen können, daß die Grundrechte der Menschen, die Unantastbarkeit der Person, die religiöse Freiheit, die demokratischen Grundrechte in aller Gefährdung durch anonyme Zwänge und offene oder verborgene totalitäre Anwendungen erhalten und geschützt werden; wie wir selbst unsere nationale oder kontinentale Enge überwinden und in den Dimensionen der Weltkirche und der Weltprobleme zu denken und zu handeln vermögen.

Keine Interessengemeinschaft

Konkret: Es ist für die Erneuerung der Kirche und für die innere „Dynamisierung“ des deutschen Katholizismus relativ belanglos, ob von zehn Ministerialräten im Bundesverteidigungsministerium sieben oder nur drei oder gar keiner katholisch ist, ob an einer Universität nur 30% oder gar nur 10% der Professoren- und Dozentenschaft katholisch sind oder ob der Anteil der Katholiken an den Studenten der Volkswirtschaft 36% oder 38% beträgt. Es bleibt auch relativ gleichgültig, ob der Anteil der Katholiken an der Gesamtschülerzahl an den höheren Schulen wächst oder weiterhin zurückgeht, ob die Katholiken und besonders die „kirchentreuen“ unter ihnen weniger lesen als die übrige deutsche Bevölkerung. Soweit solche Zahlen eine Disproportion im Willen des Katholiken zur Weltverantwortung darstellen, können sie ohnehin nur überwunden werden durch ein weniger konfessionell eingegrenztes Gesellschaftsbild; soweit es sich dabei um Relikte sozialer Verhaltensmuster aus einer noch agrarisch geprägten und denkenden Gesellschaft handelt, können sie ohnehin nur durch einen langfristigen Umschichtungsprozeß korrigiert werden, wobei geschichtliche und gesellschaftliche Ursachen zu überwinden sind. Es dürfte sogar von minderer Bedeutung sein, wie und ob wir ethische Grundsätze, die wir aus dem primären Naturrecht herleiten und die uns für den Bestand und den moralischen Schutz der Gesellschaft unerläßlich erscheinen in einer Gesellschaft, in der der Staat das Gemeinwohl erhält und schützt durch den demokratischen Ausgleich gegensätzlicher Grundauffassungen über Ethik und Recht, im staatlichen Recht verankern können oder nicht. Die Kirche kann „ihre Auffassungen und Forderungen nur nach den Gesetzen der Gesellschaft in freier Auseinandersetzung mit den anderen Kräften des gesellschaftlichen Lebens durchsetzen und darf . . . darauf vertrauen, daß das aus christlicher Sicht gebotene Verhalten als unbegriffene Möglichkeit auch im Nichtchristen lebt und die christliche Forderung als ‚allgemein-vernünftig‘ erscheinen läßt“ (Kultusminister Mikat in seinem Referat auf dem XI. Evangelisch-Katholischen Publizistentreffen in Tutzing; vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 260). Im Interesse des Glaubens und gemäß dem Selbstverständnis der Kirche müssen die Katholiken veranschaulichen können, daß sie sich von allen anderen gesellschaftlichen Kräften dadurch unterscheiden, daß die Kirche „keine partikulären Interessen vertritt, sondern auf den ganzen Menschen in seiner Personhaftigkeit und seiner Gemeinschaftsbindung . . . bezogen ist“ (a. a. O.). Wohl aber

ist es hervorragende Aufgabe der Kirche und jeder katholischen Gemeinschaft, ihren lebendigen Glauben in der Gesellschaft zur Darstellung zu bringen und durch persönliches und gemeinschaftliches Zeugnis sichtbar zu machen.

Besondere Themenkreise

An diese notwendigerweise summarischen Erwägungen seien hier drei Themenkreise angeschlossen, mit denen die deutschen Katholiken in der Nachkonzilszeit sich in besonderer Weise auseinanderzusetzen haben werden. Der erste Themenkreis betrifft die Liturgie, genauer den gottesdienstlichen Vollzug. Die deutschen Katholiken standen an der Wiege der liturgischen Bewegung. Deutsche Liturgiewissenschaftler haben an der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums entscheidenden Anteil. Sie arbeiten mit an der Reform des Gottesdienstes, der das praktische Ergebnis der Liturgiekonstitution sein wird. Sie haben sich dabei einer schweren Aufgabe unterzogen. Die Glaubensnot, die der Christ im gottesdienstlichen Vollzug empfindet, und die vielfache Unmöglichkeit, durch die Liturgie einer vortechnischen Zeit dem Menschen unserer Tage Gottesdienst vollziehbar zu machen, zwingen über den gegenwärtigen Stand der Reform hinauszufragen, auch wenn wir davon ausgehen müssen, daß ein, wahrscheinlich der größere Teil der Katholiken auf eine radikale Neugestaltung des liturgischen Betens und des gottesdienstlichen Vollzugs weder psychisch noch glaubensmäßig vorbereitet ist und daß deshalb jede Reform mit einer gewissen Vorsicht und stufenweise durchgeführt werden muß. Nur sollte man sich auch hier hüten, sich allzusehr auf den deutschen Beitrag an der liturgischen Erneuerung der Gesamtkirche zu berufen. So epochemachend in der Retrospektive die Leistungen der liturgischen Bewegung gewirkt haben mögen, auf die Zukunft der Kirche hin waren sie wie die Konstitution des Konzils erst ein vorläufiger Anfang. Man kann sich auch fragen, ob wir in Deutschland, die liturgische Bewegung mit eingeschlossen, das Pastorale an der Liturgie, ihre Ausrichtung auf die Stärkung des Glaubens des einzelnen und der Gemeinde bereits genügend bedacht und ob wir einen gewissen Ästhetizismus der Formen überwunden haben. Der Frage des greisen Guardini an den Liturgischen Kongreß in Mainz 1964 nach der Kultfähigkeit des modernen Menschen, ob vielleicht der liturgische Akt und mit ihm überhaupt das, was „Liturgie“ heiße, so sehr historisch gebunden sei, „daß man sie der Ehrlichkeit wegen ganz aufgeben müßte“, wurde großer Respekt erwiesen. Aber sein ebenfalls in Frageform gekleideter Vorschlag, ob man, anstatt von Erneuerung zu reden, nicht lieber überlegen sollte, in welcher Weise die Geheimnisse zu feiern seien, „damit dieser heutige Mensch mit seiner Wahrheit in ihnen stehen könne“ (Liturgisches Jahrbuch 1964, Heft 2) fand kein bewegendes Echo. Wären wir aber in der nachkonziliaren Reform damit nicht erst am richtigen Ausgangspunkt?

Erneuerung der Seelsorgsstrukturen

Die Erneuerung der Seelsorgsstrukturen ist der Dringlichkeit nach der zweite Themenkreis. Der soziologische Befund läßt wenig Zweifel, und der wache Seelsorger, der sich trotz der Überlast des Vielerleis an Seelsorgsarbeit und an parapastoralem Betrieb ein kritisches Urteil bewahrt hat, wird ihn bestätigen. Die Pfarrei ist vom allgemeinen gesellschaftlichen Funktionsschwund der Kirche

am unmittelbarsten betroffen. Wie die Kirche „zu einer Subkultur unter anderen“ geworden ist (Greinacher, a. a. O., S. 600), so ist die Pfarrei zu einer Schrumpfgemeinde geworden, die, wenigstens soweit man streng am Territorialprinzip festhält, die ihr heute noch zugeordneten Funktionen längst nicht mehr erfüllen kann. Sie ist aus einer Gemeinde zu einem Sammelpunkt von Kirchgängern geworden, die aber in ihrem Trägerkern, ohne den eine Institution nicht existieren kann, sich gegenüber der Gesamtheit eher abkapselt und so ein soziales Verhalten und kirchliche Vorstellungen entwickelt, die für die Gesamtheit nicht repräsentativ sind (vgl. F. Greiner, Zur Soziologie des deutschen Katholizismus, in: Katholizismus und Kirche, Würzburg 1965, S. 64).

Lockerung des Territorialprinzips bei dessen grundsätzlicher Beibehaltung, Schaffung überpfarrlicher Seelsorgstrukturen auf der Ebene der Stadt, des Bezirks, des Dekanats, die nicht nur eine segmenthafte Erfassung der sozialen Wirklichkeit der verschiedenen Lebensbereiche der Christen ermöglichen; Einschränkung einer individualistisch ausgeprägten pfarrlichen oder diözesanen Souveränität, kollegiale, arbeitsteilige und rationale Zusammenarbeit in den verschiedenen kirchlichen Verwaltungseinheiten; Beteiligung von Laien aller Schichten nicht nur aus kleinen und deswegen unrepräsentativen Gruppen von homogen Gesinnten in den Pfarreien wie in den zu schaffenden überpfarrlichen Strukturen, sondern in einer solchen Weise, daß sie das Gewicht ihrer eigenen Meinung, Sachkenntnis und Entscheidung zur Geltung bringen können, das sind die zunächst zu verwirklichenden Aufgaben. Die Bischöfe werden in den nächsten Monaten an die Verwirklichung der diesbezüglichen Konzilsbeschlüsse gehen und die Pastoralräte in den Diözesen einrichten. Auch hier kommt es darauf an, daß das innerkirchliche Getto durchbrochen wird, damit sich der Geist und nicht nur die Organisationsform ändere, damit diese Institutionen nicht bloß ihr Eigenleben führen, sondern ein belebendes und kommunikatives Element in der kirchlichen Gesamtstruktur darstellen. Es geht da nicht primär darum, daß Laien ein verstärktes Mitspracherecht erhalten oder mehr und mehr in Stellungen nachrücken, die heute noch von Klerikern besetzt sind. Auch das ist notwendig, wichtiger ist aber, daß Laien der verschiedensten Richtungen und sozialen Zugehörigkeiten in den innerkirchlichen Kommunikationsprozeß eingeschaltet werden. Dazu ist notwendig, daß den informellen Gruppen in der Kirche, sei es in der Pfarrei, sei es in der Diözese, sei es auf Bundesebene, mehr Raum gegeben wird, daß solche Gruppen gefördert oder geweckt werden. Damit aber diese überhaupt zum Zuge kommen, ist die Überwindung einer autoritären Gesinnung notwendig, die noch mit der innerkirchlichen Gewissensfreiheit konkurriert.

Der Weltdienst der Kirche

Der Weltdienst der Kirche ist der dritte Themenkreis, der hier noch zu erwähnen ist. Das Schema 13, das diesen ausdrücklich zum Thema hatte, blieb in Deutschland eigenartig unerschlossen. Das mochte daran liegen, daß gerade die deutschen Theologen mit diesem Entwurf Schwierigkeiten hatten, daß er ihnen theologisch zu unangenehm oder gar zu irrelevant schien. Das Bewußtsein, daß der Dienst an der Gesellschaft nicht so sehr durch eine proportionale Vertretung der eigenen noch so berechtigten und durchsetzenswerten Interessen besteht, sondern in der Mithilfe der Kirche zur Wahrung

der Grundrechte in der menschlichen Gemeinschaft, wobei sie zwischen den Christen bindenden ethischen Normen und ihrer rechtlichen Durchsetzbarkeit unterscheiden lernt. Durch zwei Phänomene wird dieser Wandel erleichtert: In der modernen Gesellschaft stehen sich nicht mehr so sehr Kirche und Staat gegenüber, sondern beide sehen sich in je spezifischer Weise der Gesellschaft gegenübergestellt. Einem gewandelten Verständnis der Kirche, die ihren Dienst am Menschen und mit ihm ihre eigene Vorläufigkeit ernst nimmt, entspricht ein gewandeltes Selbstverständnis des Staates, der seine Rechtfertigung nicht mehr in einer „Verabsolutierung des Staatszweckes, sondern in seiner gesellschaftlichen Ordnungsfunktion“ sieht (vgl. Mikat, a. a. O.). Damit eröffnen sich der Kirche neue Wirkbereiche, sie muß sich aber damit abfinden, daß diese Gesellschaft aus verschiedenen Weltanschauungen zusammengesetzt ist und daß sie deshalb um der Wahrung der Grundrechte aller willen auf die staatliche Durchsetzung ihrer Prärogativen verzichten muß. Als zweites katalysatorisches Moment kommt hinzu eine gewisse Reduktion des sekundären Naturrechts seitens der Kirche. „Man gibt sich heute Rechenschaft darüber, daß die Deduktionen aus den wenigen sicheren Sätzen des primären Naturrechts zu weit vorangetrieben worden sind“ (***) Am Ende des politischen Katholizismus, in: „Wort und Wahrheit“, März 1966, S. 171). Man ist bescheidener geworden in der Normierung gesellschafts- und kulturpolitischer Fragestellungen. Damit bringt man sich von selbst in eine größere Distanz zu Weltanschauungsparteien oder zu konfessionellen oder christlichen Verbänden dort, wo es primär, wenn nicht ausschließlich um die Durchsetzung innerweltlicher Zielsetzungen geht. Die „Versäulung“ konfessioneller oder „christlicher“ Systeme beginnt sich aufzulösen. Das wird seine Auswirkungen haben bis hinein in die Organisation der Sozialdienste der Kirche.

Zusammenarbeit zwischen den Kirchen

Dieses Ringen um die Praktizierung eines neuen Verhältnisses zu Staat und Gesellschaft stellt die christlichen Kirchen in Deutschland vor eine wenigstens stückweise gemeinsame Problematik. Damit ergeben sich auch zahlreiche Möglichkeiten direkter Zusammenarbeit und des gemeinsamen Zeugnisses der Kirchen in der Gesellschaft. Dieses Zeugnis wird sich aber nicht nur auf den gesellschaftlichen Bereich beschränken dürfen. Man wird etwa nicht nur in Bildungsfragen, in sozialpolitischen Zielsetzungen, in der Öffentlichkeitsarbeit sich nach Tunlichkeit zusammenschließen. Auch im innerkirchlichen Bereich sind die Kirchen vor eine gleichlaufende, wenn nicht gemeinsame Problematik gestellt. Wo die christliche Substanz gefährdet ist, sind beide christlichen Kirchen davon betroffen. Die seelsorglichen Anpassungsschwierigkeiten ähneln sich. Die Erneuerung von Verkündigung und Katechese stellt beide Kirchen vor fast unlösbare Aufgaben. So kann sich die kirchliche Zusammenarbeit zwischen Protestanten und Katholiken nicht auf die Klärung theologischer Einzelfragen oder auf die Schaffung gemeinsamer biblischer Texte beschränken. Es sollte möglich werden, gemeinsame Probleme auch gemeinsam zu erörtern und, wenn nötig, ihre Lösung auch ein Stück gemeinsam zu planen. Das entspräche durchaus der Erkenntnis dessen, was den Kirchen gemeinsam ist und was sie trennt. Die Gemeinsamkeiten akzentuieren sich mit der Situation der Christen in der pluralen Welt.